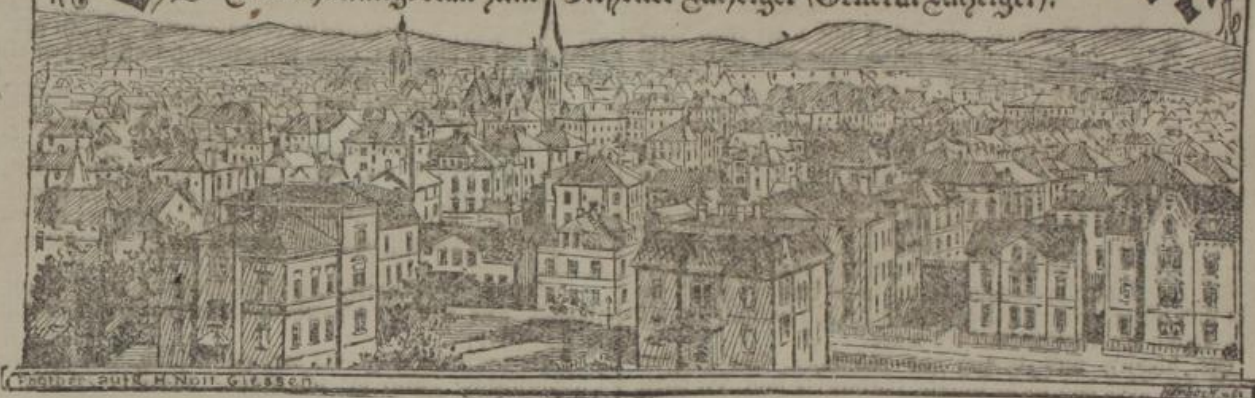


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ueber die große Schleufe, durch die das Wasser des Brachsees an der Mühle vorübergeleitet werden konnte, führte nur ein schmaler Steg, ein Bohlenbrett, auf das man treten mußte, um die Krappen zu öffnen. Dichtes Gebüsch umrahmte den Schleusenwinkel und wuchs auf der Böschung des Grabens: wilde Brombeeren, Berberitzen und Pfaffenhütchen, die schon ihre braunroten Blüten entfaltet.

Das Wasser stand hoch und schloß und sprudelte über das Schleusenbrett hinüber und nähte das Venushaar an der Ummauerung, so daß alle die zarten, zitternden grünen Halmchen tropften. Seitwärts hinter den Brombeeren lagen zwei Paar Schuhe, feste und berbe, ob sie auch klein waren, und zwei Paar Strümpfe. Das eine Paar, ein braunes, war sorgfältig zusammengelegt, und die beiden andern, die schwarzen, ringelten sich lieberlich im Grase.

Es waren die, denen sie gehörten, ganz in der Nähe: zwei Kinder, zwei frische Mädchlein, vielleicht vierzehnjährig oder kaum, ein blondes und ein brünettes. Sie hießen Annemarie und Grete und waren Gespielinnen, obschon die Blonde ein Prinzesslein und die Dunkle nur das Müllerskind war.

Die beiden saßen auf dem Stegenbrett der Schleufe, hatten die Röcke geschürzt und hielten die nackten Füße in das Wasser. Das war wohnig. Das sprudelnde Wasser kühlte so angenehm, es lief ein köstlicher Schauer über die bloße Haut.

„Sieht uns auch niemand?“ fragte Annemarie.

„A wo,“ antwortete Grete. Aber da fuhr sie zusammen, und ihr Siegesbewußtsein verlor sich im Augenblick. „Annemarie, jetzt rühr dich nicht. Wie du mich fragtest, ist der Vater in die Sägemühle getreten. Entdeckt er uns hier, so krieg' ich meine Strafpredigt oder vielleicht auch einen Klaps, und morgen weiß es die Madame.“

„Guckt er denn her, Grete?“

„Mir ist so . . . ach nein, jetzt tritt er hinter die Sägen — und jetzt dreht er sich rum. Nun herunter vom Brett, Annemarie, und hinter die Büsche!“

Sie waren schon auf und davon und kauerten sich Fichernd hinter die Brombeeren und ließen die nassen Füße in der Luft trocknen. Hinter ihnen wölbte die grüne Hecke sich fest und dicht. Eine Gidechse schlüpfte an ihnen vorüber, und Annemarie zog die Beine an.

„Gott, bist du furchtsam,“ sagte Grete.

„Nur vor so kleinem Getier, sonst nicht. Ich gehe dir um die Mitternacht oben in die Ruine oder auch auf den Kirchhof. Ich habe schon einmal einen toten Hund angefaßt. Ich könnte mich auf einen Sarg setzen, wenn es darauf an-

käme. Aber das kleine Gefrabbel, das kann ich nicht leiden. Jost geht es ebenso; es liegt uns im Blut.“

„Den sieht man ja gar nicht mehr, den Jost!“

„Ach, der arme Junge!“ . . . Annemarie zog sich die Strümpfe an. . . . Immer im Frühjahr und so um diese Zeit, wenn es herbstelt, hat er das Fieber. Und kommt er heraus, wird es nur schlimmer, und am schlimmsten ist es, geht er über die Wiesen. Da bleibt er lieber im Zimmer und rührt sich nicht.“

„Und Vosso?“ fragte Grete weiter. „Ober vielmehr Seine Durchlaucht der Fürst? Ob ich's noch lerne, Annemarie? Aber ich werd's schon. Wann wird er denn heiraten?“

Das Prinzesslein schob die Unterlippe vor und zuckte mit der rechten Schulter.

„Ich weiß nicht, Grete. Ich weiß von nichts. Er ist in Berlin und ich hier. Er schreibt nicht einmal oder höchstens eine dumme Karte.“

Grete war neugierig. Sie schlüpfte nun auch in ihre Strümpfe und streifte sie langsam, wie losend, über ihre Beine.

„Sage mal, Annemarie, seid ihr denn wirklich alle mit ihm zerfallen?“

„I bewahre“ entgegnete die Prinzessin, „das ist Unsinn. Er kann ja doch heiraten, wen er will. Natürlich kann er das. Und seine Engländerin soll sehr hübsch und vornehm sein. Stammt aber nicht von hohem Adel, verstehst du, und das ist eben das Schlimme.“

„Aha,“ sagte Grete.

„Na ja, und nun heißt's abtanzen, und das will er nicht. Das ist nämlich so die Bestimmung. Wenn er seine Miß heiratet, verliert er die Herrschaft und ist nicht mehr der Chef des Hauses und muß sogar den Fürstentitel ablegen. Und das will er nicht, oder vielmehr, er meint, das brauche er nicht und zankt sich nun mit dem alten Herrfurth herum.“

„Mit eurem Vormund —“

„Ja, mit dem . . .“ Nun hatte Annemarie sich auch die Schuhe angezogen und schnürte die Bänder zu. Dabei fiel ihr Blick auf den Meister am linken Schuh, einen dreieckigen Klitten von des Dorfschusters Hand. „Nun sieh bloß,“ sagte sie, „so muß man herumlaufen und ist eine Prinzessin, Gräfin und auch Freilin, mit einem Namen, der sechs Zeilen im Postkalender einnimmt, und gehört zum ältesten Uradel. Es ist doch eigentlich ein Skandal. Ich bin nur neugierig, ob das im Elisabethsriß so weitergehen wird. Hier steht's schließlich keiner, wie man herumläuft; aber in Berlin haben die Leute hellere Augen. Und nachher soll ich auch noch zu Hofe. Dunkel Herrfurth möchte mich zur Hofdame der Prinzessin Irene machen. Da werd' ich mich gut ausnehmen — ach du lieber Himmel!“

Aber sie lachte bei diesen Worten. Sie hatte ihre Armut noch nicht als Last empfunden und in den Glanz ihrer hellen Kinderaugen hatte die Entbehrung noch keinen Schatten geworfen.

Doch Grete sah ernster aus. Die grübelte gern, und daß unter einer Fürstkrone auch die Not ihren schwarzen Mantel aufhängen könne, das wollte ihr nicht zu Sinn. Sie hatte sich längs hin in das Gras gestreckt, auf den Rücken, und die Hände unter das dunkle Geflecht des Kopfes verschränkt und starrte wie träumend in den verblässhenden Glanz des Himmels hinein.

„Vater sagt,“ so begann sie, „dein Bruder Volko heiratet nur, weil seine Braut so reich ist. Sie soll unmenschlich viel Geld haben. Da sagt Vater, das sei sehr vernünftig. Aber ich finde: nein. Nein, Annemie, ein Fürst soll nicht nach Geld heiraten. Wär' ich ein Fürst, ich würde nur eine Prinzessin nehmen und am liebsten eine Königstochter. . .“ Sie seufzte tief auf. . . „Ach, Annemie, ich wollte, wir könnten tauschen — ich meine bloß so. . . Ich will mich ja nicht beklagen — aber ein Müller, ist's nun ein Burgmüller oder ein Windmüller oder was sonst und noch so reich: ein Müller ist doch immer etwas Gewöhnliches. Wenn ich wenigstens adlig wäre! Das Schicksal ist schrecklich ungerecht. Ich wollte, ich wäre adlig — da würde ich mir Mühe geben, einen Grafen zu kriegen, und kriegte ihn auch schon. Aber so! Bei einer Müllerstochter denkt man immer gleich an Mehl und an Gebäckenes Brot. Das ist beinahe so schlimm, als wenn Vater ein Fleischermeister wäre! . . .“

Sie schwieg und verzog das Mäulchen. Der Wasserfall, der über das Wehr stürzte, plätscherte laut. Da hörte man nicht das Leben hinter der Hecke, ein Bewegen und Rascheln und ein leises Aufschauen. Aber plötzlich erschrafen die Mädchen. Sie sahen über sich an einem Stock eine Mähe schweben: zweifellos eine männliche Mähe, ein Stürmer, wie ihn die Studenten tragen, weiß mit farbiger Borte, und dann hörten sie eine Stimme, die konnte aus dem Buchswerk kommen, und sprach vernehmlich und wie im Prophetenton: „Margarete Reichte, hör, was ich dir sage. Es gibt viele Schafe in deines Vaters Hause, aber kein Prachtschaf als wie du. Es gibt auch viele Kamele im Orient, aber auf beiden Seiten des Äquators kein Kamel, das sich rühmen könnte, ein größeres zu sein als wie du. Margarete Reichte, du wirst niemals einen Grafen heiraten, sondern einen Müllerburschen mit weißer Jacke und ewigem Mehl auf den großen roten Händen. So sage ich dir, denn also ist es beschlossen vom Schicksal. . .“

Und nun bewegte sich die weißbunte Mähe am Stock noch einmal, und die Mädchen schrien leise auf, und dann erhob sich jemand im Rücken der Brombeeren und Berberitzen: ein langer junger Mensch, der sagte höflich: „Guten Abend, Durchlaucht — guten Tag, bedeutende Schwester. . .“

Grete fiel ihm um den Hals und gab ihm einen Kuß. „Otto, du Nichtsnutz! Otto, wo kommst du denn auf einmal her? Und beschleichst uns tüdlich und hinterücks wie ein Indianer auf dem Kriegspfade und brauchst Vergleiche aus der Tierwelt, die für die Begleiterin einer Fürstin von Geblüt zum mindesten unpassend sind! Annemie, schau ihn an. Kennst du ihn überhaupt noch wieder? . . .“

Annemie errödete ein wenig und stellte den Fuß zurück, an dem der Schuh mit dem Flicken saß, gab Otto die Hand und entgegnete freundlich: „Auf der Stelle hab' ich ihn wiedererkannt. Aber was sind Sie lang geworden, Herr Reichte! . . .“

Vor zwei Jahren hatten sie sich noch du genannt. Das war nur möglich unter den eigentümlichen Erziehungsverhältnissen in Gotternegg und weil der alte Fürst Herrfurth, der Vormund Annemaries und des Prinzen Jost, die Madame Balsour schalten und walten ließ, wie sie wollte. Fürst Herrfurth kokettierte auch selbst zuweilen mit seiner Neigung zu einem gemäßigten Liberalismus, und so schafften Freiheit und Armut ein freundliches Idyll, in dem die Standesunterschiede sich verflüchtigten und beim Spiel auf der Parkwiese das Müllerstöchlein die Prinzessin und der Prinz der Räuberhauptmann war und beim Haschekälchen das fürstliche Blut nicht respektiert wurde vom bürgerlichen. Aber die Zeit der Spiele und der Märchenträume in umschatteten Winkeln verrann, und man wurde größer. Man wuchs und ging mächtig in die Länge wie Otto, der ganz verwundert auf die beiden Mädchen herabschaute, die ihm noch wie Kinder vorliefen, indes ein blonder Flaum schon auf seiner Lippe sproßte. Grete war die Entwickeltere mit ihrer runden Brust und den kräftigen Gliedern; die kleine Prinzessin die Bärtere und war sehr niedlich, gern lächelnd, mit abschlon-dem Gesicht um Stirne und Wangen, die so rosig waren wie weißer Schnee im Widerschein der Morgen Sonne. Aber sah

sie auch noch kindlich aus: ein Kind war sie doch nicht mehr, und die Kinderfreundschaft mußte zu Ende gehen wie die Zeit der Spiele und Märchen. Da sagte Otto denn Durchlaucht, und sie schien das auch ganz in der Ordnung zu finden und nannte ihn Herr Reichte und Sie.

„Durchlaucht,“ antwortete er (er brauchte die Titulatur ziemlich oft, gleichsam als wolle er viel Versäumtes nachholen), „das mit der Länge ist bloß äußerlich, und vielleicht kommt einmal Vaters Breitenmaß dazu. Aber nun will ich auch wohlgezogen um Entschuldigung bitten, daß ich mir den Scherz der Ueberraschung erlaubt habe. Ich bin mit dem Abendzuge gekommen, ohne Anmeldung, weil ich den Eltern eine Freude machen wollte. . .“

Grete jauchzte auf und schlug in die Hände. „Wir gehen hinten herum,“ fiel sie ein, „über den Wirtschaftshof, und du verdeckst dich hinter dem Steinsarg vor der Tür. Dann ruf' ich die Eltern und sage: Seht bloß, es sieht wer hinter dem Steinsarg, schaut einmal nach, ob ihr ihn kennt.“

„Nein,“ meinte Annemie, „es ist häßlicher, ihr wartet bis zum Abendbrot, und auf einmal klopf' es, und er tritt herein.“

„Nein,“ sagte Grete, „da ist es weit besser, er klopf' ans Fenster. Das klingt noch geheimnisvoller, und keiner weiß, was da klopf'.“

Otto nickte beifällig. Es war zu niedlich, dies pflappernde Mädchenpaar. „Also ja: ich klopf',“ stimmte er bei, „und werde mir noch überlegen, wo. Aber erst möcht' ich einmal ausreden. Ich bin durch die Wiesen zu Fuß gegangen und wollte über die Schleuse. Und drüben von der Höhe aus sah ich etwas Weißes und Buntes. Das waren zwei, die auf dem Schlenfenbrett saßen und —“

„Herrgott,“ fiel Annemie ein, und das Rosenrot ihrer Wangen wurde ganz dunkel, „da haben Sie uns gesehen?“

„Jawohl,“ entgegnete der Student, „aber es war sehr von weitem, und der Eindruck verwischte sich sozusagen. Es war wie ein Genrebild am Ende einer langen Zimmerflucht und durch sechs offene Türen gesehen. Aber ich dachte mir doch, wer die beiden Mädchen sein könnten und pirschte mich sacht heran, immer den Feldbusch entlang, und duckte mich hinter die Hecke und konnte nun meine Freude haben an dem ruhmrreichen Blödsinn, den meine Schwester zum besten gab. Ich bin überzeugt, Durchlaucht: hätte ich nicht meine Stimme erhoben, so würden Sie Grete die rechte Antwort gegeben haben. . .“

„Hu, tußt du dich groß!“ rief Grete und schaute doch mit liebender Bewunderung zu dem Bruder empor, an dessen Arm sie sich gehängt hatte. Aber Annemie antwortete nicht. Daß der Student sie barbeinig, mit schlankernden Füßen im Wasser, gesehen hatte, war ihr ein unangenehmer Gedanke. Sie entsann sich: früher, da hatte man oft genug Schuhe und Strümpfe ausgezogen und war barfuß über die Wiese gesprungen und durch die Gräben gepatscht. Aber früher, das war nicht heute. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie ihre Füße unter dem noch halblangen Kleide verbergen; und nicht nur wegen des Fickens am Schuh.

(Fortsetzung folgt.)

Ein „übergelaufener“ Rektor.

Skizze aus dem ersten Kriegswinter von Minna von Heide. (Nachdruck verboten.)

Petersen ging zu all seinen Lehrkräften. Zu jeder einzeln. Mit fast allen stand er bestens kameradschaftlich, und bei den paar Ausnahmen ließ er sich das Gegenteil auch nicht merken.

Ferdinand Petersen war Rektor an einer Mädchen-Volksschule. Und trotz peinlichster Gewissenhaftigkeit ein äußerst gemütlicher Mensch.

Er neigte ein wenig zur Behabigkeit und wurde heimlich „unser bider Ferdinand“ genannt. Wobei aber kein Mensch an Laßheit oder gar Trägheit dachte. Im Gegenteil, wenn auch wohl noch niemand Ferdinand anders als im Spazierschritt gesehen hatte, war doch erst recht keiner da, der ihn auch nur der allgeringsten Unpünktlichkeit hätte bezichtigen können. So etwas von Glodenschlag war nicht leicht zum zweitenmal da. „Spinkel“, der jahraus jahrein seine liebe Not hatte, noch halberlei zurechtzukommen, tat einmal im Lehrerzimmer mit einem tiefen Seufzer den Ausdruck: „Nur eine wirklich zuverlässige Uhr wurde in Gang gebracht in dieser unzuverlässigen Welt, schade, daß die Schöpfer dieses Meisterwerks ausgerechnet die Eltern unseres biden Ferdinands sein mußten!“

Das ist schon einigermaßen ein Bild von Ferdinand Petersen. Und doch, wie wenig kennt man selbst die Menschen, mit denen

man Tag für Tag denselben Gehel tritt. Samt und sonder's war man verwundert, wie so viel Ruhe und so viel Begeisterung unter den gleichen Hut zu bringen gewesen war. Als nämlich der Krieg ausbrach, stand Ferdinand Petersen mit einer Beistimmtheit in der vordersten Reihe der Freiwilligen, daß jede Einwendung seiner Vorgesetzten glatt abprallte. Ferdinand sagte einfach — und sagte es mit einer Unererschütterlichkeit, in der sich das Deutschthum selbst verkörperte —: „Mein Vaterland gibt es für mich nichts. Auch dann noch nicht und dann noch nicht.“

„Aber Sie sind aus dem Jahrgang, Petersen, und kommen vorläufig gar nicht in Betracht. Einstweilen haben wir Gott sei Dank Soldaten genug, leider jedoch nicht Rektoren Ihres Schlages!“

Das Schmeichelhafte hörte Ferdinand gar nicht heraus. „Was heißt aus dem Jahrgang, Herr Geheimrat? Ich bin ein guter Fünfziger! Und ich wünschte, Sie könnten mich einmal zielen und schießen sehen! Aber ganz davon abgehen — ich würde hier in Altemot geraten mit meinen zweihundert Pfund!“

Der Geheimrat freute sich doch. Da war etwas in den Augen dieses Rektors, das einem alten Manne das Herz warm machte bei dem Gedanken an den auszuwählenden Sturm. „Und wenn man Sie einfach nicht beurlauben würde?“ fragte er lächelnd.

„Dann würde ich um meine Entlassung bitten.“

„So kam es, daß das Haupt der dritten Mädchen-Volksschule zu M. sehr bald von Tär zu Tär gehen konnte in seiner Schule.“

Zuletzt Kopfte Petersen bei Fräulein Spredeksen an. Und er hatte eine Zeit gewählt, wo er sie sicher allein wußte. Er wollte ihr noch ein gutes Wort geben zum Abschied. Emma Spredeksen war nach und nach so ziemlich die letzte und einzige, mit der der Rektor fast nie in die gleiche Meinung kommen konnte. Sie war die älteste der lehrenden Damen an seiner Schule. Schon ziemlich stark angegraut und verchriert für bisfig. (Im Grunde kümmerete Emma sich um niemanden und schließlich ließ man auch sie links liegen.) Aber ihre Klasse liebte sie abgöttisch.

Als ihr Chef bei ihr eintrat, schon von Kopf bis zu Fuß in Feldgrau, packte sie eben einen Haufen Heste zusammen.

Er streckte ihr gleich die Hand entgegen. „Also nun heißt es Abschied nehmen, Fräulein Spredeksen. Und nochmals Dank sagen.“

Das ältliche Fräulein sah den Vorgesetzten auf eine Art an, daß Ferdinand sich den Blick nicht recht deuten konnte. Die Worte, die sie dazu sagte, klangen freilich in der Tat nicht anders als bisfig. „Das wäre wohl nicht nötig, Herr Rektor, den letzten Augenblick noch mit Hohn zu füllen. Ich weiß ja, welcher Art Ihr Dank für mich ist!“

„Aufrichtig,“ sagte Petersen mit voller Ruhe und großer Trockenheit.

Aber da drehte das Fräulein ihm mit einer Heftigkeit den den Rücken, daß auch er sich ärgerlich unwandte. „Hätte doch nicht gedacht,“ sagte er im Gang kopfschüttelnd vor sich hin, „eine im Grunde durch und durch tüchtige Person und so ein verrücktes Frauenzimmer!“

Und damit war die Sache abgetan. —

Inzwischen hatte der Weltbrand weiter gelodert, und der ehemalige Rektor und jetzt Kompagnieführer trug beide Eisene auf seiner breiten Brust. Aber trotz seiner glühenden Vaterlandsliebe hatten diese hohen Auszeichnungen ihm nicht so viel Freude gemacht als eine schlecht gestriekte und im höchsten Grade unformliche Leibbinde. Denn was seine Pflicht anging, die tat er stets und überall eben ihrer Erfüllung wegen und nicht um sich Auszeichnungen zu errattern. Aber mit der Leibbinde war das eine ganz andere Geschichte. Die dankte er einem gar zu köstlichen Zufall.

Also die Leibbinde war von Fräulein Spredeksen. Und er, Ferdinand Petersen, war sicher der letzte, dem sie sie zugedacht hatte. Sie hatte sie ganz einfach, wahrscheinlich mit anderen Gaben, an das Rote Kreuz gehen lassen, und das Ungeheuer von Wollgebirde fand unter den Tausenden, an die der Transport ging, gerade den Einem und Unrechten heraus. Denn daß etwa „Spindel“, der überall zu sein pflegte, wo man ihn nicht wünschte, die Hand im Spiel gehabt haben konnte, war wohl so gut wie ausgeschlossen. Wie sollte das ohne einen besonderen Vermerk möglich gewesen sein!

Einerlei wie das nun auch sein mochte, an der Tatsache gab es kein Drehen und Deuten, denn die Handschrift verrät die Spenderin. Der beigegefügte Brief lautete:

„Lieber deutscher Soldat!

Hier hast Du eine Leibbinde. Drücke nur ein Auge zu. Der Wille war so gut wie die Maschen unregelmäßig. Und warm halten wird sie Dich doch, denn die Wolle ist gut. Ich hätte doch ohne jede eigene Mühe eine fertige kaufen können, aber es hat mir eben so viel Freude gemacht, mich auch einmal ein bißchen ranzukriegen. Das kannst Du mir nämlich glauben, ich habe mich ehrlieh daran geplagt. Ich habe meiner Lebtag eine wahre Angst vor Stricknadeln gehabt, aber jetzt wollte ich nicht zurückziehen. Was Dich nun bei der Sache angeht, kann ich Dir die Versicherung geben, daß Du immerhin noch Glück gehabt hast. Erst habe ich nämlich verwegenerweise einen Kopfschäber gestriekt und mit dem wärest Du schlimmer daran gewesen, darauf kannst Du Dich verlassen.

Uebrigens habe ich eine Rechtfertigung: Es sitzen ein paar ehrliche Wünsche in dem wenig ansprechenden Geschenk. Bitten an unsern Herrgott wie die Kinder bitten und die noch was helfen. Wenn man keinen Menschen sonst hat auf der Welt, zu dem man gehört, ganz allein sieht, kann man wohl eine wunderliche verschrobene alte Jungfer sein, aber sich trotzdem oder vielleicht erst recht darum sein Herz warm halten in der Brust. Ihr alte da draußen erbarmt mich, daß das klare Wasser mir beim Schwimmen immer über die Baden in die Wolle gelaufen ist. So etwas nährt unsern Herrgott. Ich kenne ihn. Man muß es nur ehrlieh meinen.

So nimm denn nun meine bescheidene, unscheinbare Gabe als ein Stück von einem lebendigen Herzen und sei gesitt, wenn Du sie trägst!

Eine alte deutsche Lehrerin.“

Ferdinand Petersen meinte erst zu lachen, daß ihm die Tränen über die Baden liefen. Aber er fing immer wieder von vorne an mit dem Brief, und zuletzt wußte er nicht, was für ein wunderliches Raß es war, das er ein übers andere Mal mit dem Handrücken abwischte.

Jedenfalls, als er nächsten Tages allein in seinem Unterstand war, stand er mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und schriebe auf lauter Notizbuchblätter:

„Liebe Emma,

warum soll ich Sie sagen, wenn Du du sagst! Das würde keinen Sinn für mich haben.

Was nun die Leibbinde betrifft, wirst Du schwerlich leugnen können, daß sie für mich bestimmt war. Ihr Umfang hat Dich verraten! Mir jedenfalls genügt dieser Indizienbeweis, daß Dir wenigstens so außen rum ein Mensch von meiner Sorte vorge-schwebt hat.

Außerdem, wenn ich mir jetzt bei Tageslicht alles be-sehe, muß ich wohl sagen, daß dieser Brief von einer deutschen Lehrerin an einen deutschen Soldaten ein sprechend ähnliches Bild von Dir ist. Genau so bist Du! Ein totguter Kerl. Der sich im persön-lichen Verkehr allerdings nicht selten eifrig bemüht, Stacheln nach außen zu kehren.

Oder wollen wir ehrlieh sein, Emma? Wollen wir es rein heraus eingestehen, daß die ganze Krasterei mit uns beiden nichts war als ein bißchen Schamhaftigkeit unserer grauen Haare! Man kann es ja nicht anders sagen, sie war berechtigt. Schließ-lich wirst Du fünf- oder sechsundvierzig sein, und ich dreißig-jährig. Wie sollten wir dem Vaterland jetzt noch junge Soldaten zuführen! Und haben es sonst beide gleich genau genommen mit unserer Pflichten. Also Ursache die Masse, uns vor einander zu schämen. Das ist es gewesen und sonst nichts! Darum waren wir krast-bärtig. Es war Vertuscherei!

Mir hatte der Kanonendonner schon halbwegs die Augen auf-gemacht, warum ich zu Dir zuletzt ging damals beim Abschied. Und warum ich eine Zeit abpaßte, wo eine Störung nicht so leicht zu befürchten gewesen wäre. Wenn ich fünf Minuten später auch, statt mir den Mund nach Deinem Abschiedsruß zu lecken, etwas in den Bari brummte, das wenig schmeidelhaft für Dich zu hören gewesen wäre. Aber so geht es, Emma, es ist wie mit den Kindern. Sie wissen nicht, daß sie am Wasser spielen. Erst wenn eins hinein-fällt und prustet.

Hier meine Hand, Emma, ich glaube an die Wunderkraft der Bitten, die in dem Wollgewinde sitzen. Unter all den Bräuseler Spizen hier wußte ich kein schöneres Gemäch. — — —

In acht Tagen habe ich Heimaturlaub. So lange hast Du Zeit. Wenn bis dahin nicht Du selbst mich davon abhältst, hält eine ganze Welt mich nicht davon ab, den vorbildlichsten Frieden zu schließen und mich mit Dir kriegsstraßen zu lassen!

Dein „übergelaufener“ Rektor
Ferdinand Petersen.“

Vermischtes.

• Die Reichs-Speisefarte. Wie aus Dresden be-richtet wurde, machte der Vorliegende des dortigen Gastwirtsvereins, Art, seinem Verein davon Mitteilung, daß zwischen den großen Gastwirtsverbänden Verhandlungen schweben, um eine für ganz Deutschland einheitliche Speisefarte einzuführen. Bei der Ver-schiedenheit der Bezeichnungen in den einzelnen Landesteilen sind allerdings, wie die nachfolgende kleine Probe zeigt, manche Schwie-riakäten zu überwinden. In Berlin und Norddeutschland sagte man bis vor kurzem wenigstens Bouillon, in Wiesbaden „Fleisch-brüh“ und in München „a Rindstupp’n“. In Berlin heißt Rost-beef, was in Wiesbaden Ochsenbraten und in München a Rinder-brat ist. Das norddeutsche Rauchfleisch bezeichnet der Bayer und Oesterreicher als „a Gelecht’s“. Was in Berlin Sahne heißt, ist in Ostpreußen und in Mittelddeutschland Sämmand, in Oberfranken Rahm und in Bayern und Oesterreich „Obers“. In einer Berliner Woffe erregte es jedesmal größten Jubel im Zuschauertraum, wenn da ein im Salzkammergut reisender Berliner Kenner Wiesecke im österreichischen Gasthaus die Bezeichnungen „Jungfernbraten“, „Schweinmelenden“, „Rißel“ usw. auf der Speisefarte nicht ver-steht und sich schließlich ein „Beuschel“ bestellt, welches Gericht sich dann als das ihm besonders verhasste Lungenhacke entpuppt. Was sind Rißel? Was sind „Pettshpettschen“? Was ist „Aren“?

Die Österreichischen Mittel heißen im Reiche Johannesbeeren, „Gesscheepeten“ sind Dagebutten und „Kren“ ist Meerrettich. Bemerkenswert ist auch, daß das, was man in Norddeutschland „Kasseler Rippelpeet“ nennt, in Kassel vollkommen unbekannt ist. Die norddeutschen „Bellkartoffeln“ nennt man in Franken gequellte Grundbeeren und in Bayern „gjoimn Erdapfl mit d'r Schoot'n“. Man sieht also, daß es der einheitlichen Speisefarte nicht ganz leicht sein wird, sich durchzusetzen.

Der Zukunftsflug von New York nach Europa. Wenn trotz der außerordentlichen Entwicklung der Flugzeugtechnik noch niemand den Atlantischen Ozean überflogen hat, so liegt dies nicht an unfernen Unvermögen, sondern lediglich an den kriegerischen Verhältnissen, die dazwischen Ausflüge gegenwärtig nicht sehr erwünscht erscheinen lassen. Wenigstens ist dies die Meinung des amerikanischen Fliegers und Flugzeugkonstruktors G. S. Curtiss, der sich einem Mitarbeiter der „New Yorker World“ gegenüber über das Problem des Fluges über den Atlantik ausspricht. Curtiss, der, wie man weiß, sich bereits mehrmals zum Flug von Amerika nach Europa vorbereitet hatte, ist der Ansicht, daß der erste Flug dieser Art zwar ein Weltrekord, aber bei den heutigen Mitteln durchaus kein Wunder sein wird: „Wenn der Friede wieder hergestellt und das Interesse für derartige Krassen wie e lebendig sein wird, wird eines Tages der erste Mensch in den Lüften über den Atlantischen Ozean reisen. Der erste Flug wird höchstwahrscheinlich von New York aus veranstaltet werden. Er wird seinen Weg über Newfoundland und die Azoren nehmen, um in Nothalle eine zweimalige Landung zu gestatten. Der zweite Flug wird sicherlich bereits ohne Unterbrechung ausgeführt werden. Die Technik ist weit genug, alles andere wird von der Fähigkeit des Fliegers abhängen, und die Maschine wird mit Leichtigkeit all das mit sich tragen können, was man während einer solchen Reise braucht. Zur Übung für den großen Flug wird die hierzu gebaute Maschine in ausgedehnten Flügen von New York entlang der Küste ausprobiert werden. Wenn der Flieger fähig ist, 750 Meilen ohne Nebenwindung zu durchfliegen, werden alle Schwierigkeiten überwunden sein.“ Die Erfahrung, meint Curtiss, wird lehren, daß der Hydroplan das schnellste und sicherste Verkehrsmittel über See ist. Der europäische Krieg habe eine außerordentliche Steigerung der Widerstandsfähigkeit und Motorkraft der Flugzeuge bewirkt. Man habe gelernt, die Anariffs- und Verteidigungsmöglichkeiten des Flugzeuges in hervorragender Weise auszubenten. „Für Amerika“, fährt Curtiss fort, „ist dies von höchster Bedeutung. Wir haben viel zu wenig Maschinen und Piloten. Unsere ganze Küste sollte mit einem System von Flugzeugstationen versehen werden. Der neueste große Hydroplan kann sich weit hinaus in die offene See wagen, auf das Wasser niedergehen und, wenn nötig, tagelang zu ausharren. Auch wird er sich als das einzige Mittel zur Verkömperung von Unterseebooten erweisen. Noch wichtiger als die Zunahme der Materialstärke und der Größe ist für den Hydroplan der Zukunft die Reichweite. Der Apparat, auf dem die Reise von Amerika nach Europa ausgeführt werden soll, wird zwei 160 PS-Motoren haben, also eine Motorkraft von 320 Pferdekraften.“

Das kuumtreichste Land der Erde. Nach den Beobachtungen und Aufzeichnungen der australischen Südpol-Expedition, die in den Jahren 1911—1914 stattfand, soll das kuumtreichste Land der Erde das in der Antarktis gelegene Land Adelia sein. Dort beträgt, wie in der „Meteorologischen Zeitschrift“ berichtet wird, die mittlere Windgeschwindigkeit nicht weniger als 80 km auf die Stunde während des ganzen Jahres. Die Instrumente zeigten nicht selten durchschnittliche Stundenwindgeschwindigkeiten bis zu 100 km und noch mehr. Die Winde kamen aus südlicher Richtung von dem 3300 m und höher liegenden Plateau des antarktischen Festlandes her. Ihre Richtung war so beständig, daß das Beugen der Winde anstelle des Kompasses, der wegen der Nähe des magnetischen Südpols nicht mehr zuverlässig war, zur Orientierung der Richtung bei den Marschen im antarktischen Halb-dunkel genützt werden konnte. Ein großes Vergnügen muß es aber nicht machen, in solch einem windigen Lande längere Ausflüge zu unternehmen.

Büchertisch.

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Eugen Fleischel u. Co., Berlin W. 9. Das 1. Märzheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Theodor Heuß: Die Politisierung des Literaten; Ernst Lissauer: Ina Seldel; Ina Seldel: Drei Gedichte; Fritz Günzler: Die Neue Keller-Biographie; D. Walzel: Schicksale des Irischen Jabs II; — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

Das erste Monatsheft des „Wieland“, Nr. 43 bis 44 (Wieland-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 9, Lennestr. 4, Preis 1,— M.), bringt in reicher Fülle literarische und künstlerische Beiträge namhafter deutscher und österreichischer Künstler und Schriftsteller.

Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek Reclam. Nr. 5821. Gedichte. Von Karl Stieler. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnis herausgegeben von Fritz Gundlach. 1. Band: Vergleichsamt. Gedichte in

oberbairischer Mundart. (80 S.). — Nr. 5822. Dokumente zur Geschichte des Krieges 1914/15. Herausgegeben von Wilhelm v. Raiffow. Band IV: Aus dem englischen Weisbuch. (96 S.). In Leinen 60 Pf. — Nr. 5823. Finale. Dramatische Dichtung in einem Aufzuge. Von Albert Geiger. Musik von Alfred Lorenz. Vollständiges Buch mit der szenischen Einrichtung des Karlsruher Hoftheaters von B. Dumas. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. (Opernbücher 82. Band). 98 S. — Nr. 5824—5827. Kriegsgesche des Deutschen Reiches. 2. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. November 1915. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Saaregister. Herausgegeben von Karl Panzer. (455 S.). In Leinen 1.20 M. — Nr. 5828. Der Ruf des Vaters. Novelle. Von Maria Brie. (80 S.). — Nr. 5829. Kriegskalender 1915. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearbeitet von Generalleutnant z. D. Wehler. Teil II vom 23. Mai bis zur Einnahme von Breslitz, 26. Aug. (95 S.). — Nr. 5830. Feldgrane Summersken. Von Gustav Hochstetter. (86 S.). Inhalt: Die Protokolle. Der Lebensretter. Der Spion im Speisewagen. Die Kriegsspillinge. Was heißt Kluba? Italienische Nacht. Reimt sich was auf Hindenburg? Der Lächligste. Meier will Urlaub. Die Goldene Palme der Neutralen. Die Wiederherstellungsanstalt. Berg- und Talgepenster. Verwundet im Theater. Ein bishen Musik. Reklamiert. Die Kuchen-Gräfin. Kriegsklein.

Die Kriegsfabriken unserer Zepeline, die fähnen Taten der deutschen Luftschiffe und ihre Erfolge hat ein Leipziger Redakteur, Arnold Jänke, in einem Buche „Zepelin im Weltkriege“ zusammengestellt, das soeben im Umfange von 226 Seiten zum Preise von 1 Mark im Verlage von Abel und Müller in Leipzig erschienen ist.

Historisch-politische Jahresübersicht für 1915. Von Gottlob Egehaaf. Geheftet M. 2.75, in Leinen gebunden M. 3.50. — Carl Klabbe Verlag Erich Gutschmann in Stuttgart. — Dieses kleine Jahrbuch, welches jetzt in seinem 8. Jahrgang vorliegt, hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allernuesten Geschichte bewährt. In kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise reißt der Verfasser alle bemerkenswerte Vorgänge des abgelaufenen Jahres aneinander und läßt uns noch einmal im Fluge eine dringvoll bemerzte Zeit durchleben. Der vorliegende Jahrgang ist besonders auch dadurch wertvoll, daß er eine zusammenhängende Schilderung des bisherigen Verlaufs des Weltkrieges bietet. Den Schluß des Buches bilden wie immer eine Anzahl für die Zeitgeschichte wichtige Dokumente.

Anbau und Düngung der Kartoffeln während des Krieges. Unter diesem Titel ist soeben als Flugblatt Nr. 17 der Gesellschaft zur Förderung des Anes und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln eine Arbeit des Vorstehers des Kaiser Wilhelm-Instituts für Landwirtschaft in Bromberg, Prof. Dr. Gorkach erschienen, die in allen landwirtschaftlichen Kreisen mit großer Freude begrüßt werden wird. Die Bedeutung für die Kartoffeln für die Ernährung des deutschen Volkes ist ja während des Krieges so klar hervorgetreten, daß das Bekreben, ihren Anbau in diesem Frühjahr mit allen Mitteln zu fördern, allgemeines Verständnis finden wird. Das erwähnte Flugblatt behandelt nun in leicht verständlicher Weise alle Krassen, die für die diesjährige Kartoffelbestellung in Betracht kommen, wie Bodenbestellung und Düngung, Sortenauswahl, Pflanzzeit und -Art unter besonderer Berücksichtigung der durch den Krieg gegebenen wirtschaftlichen Verhältnisse. Die beste Düngungsart für die Kartoffeln ist, wie in dem Flugblatt hervorgehoben, die Stallmistdüngung. Da aber in diesem Frühjahr so wenig Mist, so wird vielerorts die animalische Düngung durch die konzentrierten künstlichen Düngemittel ersetzt oder ergänzt werden müssen. Es gibt daher auch das Flugblatt sicherlich willkommenen Ratsschläge für die verschiedensten Bodenarten, für Ergänzung der Stallmistdüngung, für Ersatz der Stallmistdüngung und bei Gründüngung. Schließlich gibt das Flugblatt noch eine Zusammenstellung derjenigen Kartoffelsorten, die als sehr ertragsreich gelten, an Stärkegehalt befriedigen und bis in den letzten Jahren eine gute Haltbarkeit aufwiesen. Das Flugblatt ist gegen Einsendung einer 10 Pfennigmarke bei der Geschäftsstelle der vorher erwähnten Gesellschaft, Berlin W. 9, Eichhornstraße 6 II, erhältlich.

Palindrom.

Als Wurzel dien' ich zum Verspeisen,
Rückwärts bin ich ein Reiz von Essen.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

G
F
W
G
S
E